



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Ernő Szép

Zerbrochene Welt

Drei Wochen 1944

Aus dem Ungarischen übersetzt
und mit Anmerkungen versehen
von Ernő Zeltner

Mit einem Nachwort
von Prof. Paul Lendvai

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Ernő Szép ist
im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die Liebe am Nachmittag (13942)

Der Verlag dankt dem Petöfi-Literaturmuseum
sowie der Ungarischen Stiftung Buch für die
freundliche Förderung der Übersetzung.



Deutsche Erstausgabe 2014
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Die Originalausgabe erschien erstmals 1945 unter dem Titel
›Emberszag‹ bei Keresztes Könyvkiadó, Budapest.
1947 wurde eine Kleinstauflage unter dem Titel
›Drei Wochen 1944‹ beim Wiener Verlag Panorama veröffentlicht.
© The Estate of Ernő Szép
© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos
von plainpicture / Richard Jenkins
Gesetzt aus der Minion Pro 10/13´
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26026-8

**»AUFSTEHEN,
BITTE SOGLEICH AUFSTEHEN!«**

ES IST DER 20. OKTOBER, Tag sechs der Szálasi-Diktatur: Da reißt mich morgens früh um sechs Herr T., unser Wohnungswart, aus dem süßesten Schlummer.

»Bitte aufstehen, bitte sogleich aufstehen!«

Dass ich mich über diesen frühen Hahnenschrei besonders freue, kann ich nicht behaupten, habe ich doch bis nachts um eins, halb zwei gelesen. Bevor ich mich aufsetzen kann, stehen auch schon meine beiden Schwestern am Bett oder besser vor meiner Chaiselongue, sie lächeln:

»Nichts Schlimmes, Ernő. Wahrscheinlich wieder so eine Musterung.«

Der Wohnungswart ist schon weitergelaufen, denn auch er muss sich fertig machen.

Bereits am 1. Oktober waren wir zu einer Judenmusterung vorgeladen worden; der Herr Amtsarzt, er erkannte mich gleich, beugte sich vor zu mir, prüfte kaum ein paar Sekunden lang meine Augen, konstatierte eine schwere Bindehautentzündung, die er dann zusammen mit der ebenfalls festgestellten Herzschwäche ins Protokoll diktierte und mir damit einen Aufschub von drei Monaten verschaffte, also bis zum 1. Januar. Und wer würde bis dahin noch von Krieg reden?

Auch Herr K., der sogenannte Hauskommandant, klopft jetzt an die Tür, um sich davon zu überzeugen, dass ich aufgestanden bin. Es täte ihm leid, aber sämtliche Herren jüdischer Abstammung im Haus müssten unten am Tor Aufstellung nehmen, und zwar innerhalb der nächsten halben Stunde. Vorsichtshalber sollten wir Verpflegung für zwei Tage mitnehmen. Ich wasche mich gründlich bis zur Taille, mein Bruder rasiert mich – obwohl er natürlich auch antreten muss –, dann trinke ich eine Tasse Planta-Lax-Tee, kaue

dazu eine Scheibe trockenes Brot (Butter haben wir nicht mehr) und esse fünf oder sechs Zwetschgen. Inzwischen packen meine Schwestern in Windeseile die Rucksäcke und helfen mir, das Gepäck zu schultern; zuletzt geben sie mir meinen Spazierstock und für alle Fälle noch ein leichtes Plaid mit. Auf dem Weg vom vierten Stock hinunter kann ich noch meine Zigarette zu Ende rauchen, und mit ein paar Minuten Verspätung kommen wir unten an.

Dort haben sich schon etwa fünfunddreißig Männer mit Davidstern an der Brust versammelt. Schwer bepackt stehen sie in lockeren Reihen, das Gesicht dem Haustor zugewandt; manche haben mächtige Rucksäcke mit prall gefüllten Seitentaschen dabei, an ihren Händen baumeln zudem noch allerlei Päckchen und kleine Schachteln. Die meisten dieser Herren sind zwischen fünfzig und sechzig, einer oder zwei noch keine fünfzig, aber es gibt unter uns auch Fünfundsechzig-, Siebzig- und sogar Zweiundsiebzigjährige. Der Hauskommandant hat noch oben verkündet, dass es keine Altersgrenze gebe, alle müssten antreten. Ich stelle mich neben Direktor B., einen liebenswürdigen Herrn. Jeden Augenblick kommt ein weiterer schwer bepackter Hausbewohner dazu, den gelben Stern an der Brust.

Mit dem Rücken zum Haustor steht ein etwa siebzehn Jahre altes Bürschchen, ohne Kopfbedeckung, in schwarzem Hemd mit Armbinde, ohne Weste und Jacke; an seinem neuen gelben Koppel hängt eine Pistolentasche, mit beiden Händen hält er das lange, schäbig altmodische Gewehr, der Kolben ruht zwischen seinen Schuhen, das Bajonett ist zum Sturmangriff aufgepflanzt. Mit mürrischem Blick beobachtet uns der Junge, verzieht jedoch keine Miene. Das Tor ist geschlossen. An der Wand, unterhalb der Tafel mit den Namen der Hausbewohner, steht ein Polizist, auch er noch ganz jung und ebenfalls ausgerüstet mit Gewehr und Pistole. Von den zum Hof offenen Umgängen schauen von allen sechs Stockwerken Frauen und Kinder zu uns herab. Ihnen ist es verboten herunterzukommen.

Hier unten rennen der Hauskommandant und sein Stellvertreter Baron D. – beide Christen – herum, erweisen dem einen oder anderen dienstfertig kleine Gefälligkeiten; einer unter den Sternträgern hat seine Zigaretten vergessen, ein anderer das Rasierzeug, der dritte irgendein Medikament. Immer wieder begeben die zwei sich nach oben und erfüllen solche Bitten. Ein alter Herr, der gerade die Treppe herunterkommt, wirft einem guten Bekannten, der zufällig zu ihm hochschaut, einen beredten Blick zu, als wollte er sagen: Nun, mein Bester, was sagst du jetzt?

Baron D. verrät uns flüsternd, dass vier weitere Pfeilkreuzler-Bürschchen die Stockwerke einzeln durchkämmen, um nachzusehen, ob sich nicht vielleicht einer versteckt hat. Und immer noch kommen weitere mit dem Stern Gekennzeichnete herunter. Wir sind jetzt schon fast fünfzig. Da und dort wird leise geredet, die meisten aber blicken schweigend zu Boden.

Doch inzwischen dürften alle unten sein. Die Wanduhr am Tor-
eingang zeigt zehn vor halb sieben. Von oben poltern die vier Burschen mit den Pfeilkreuzler-Armbinden die Treppe herab, ausgerüstet mit Pistolen, Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten, gefolgt vom Hauskommandanten; zwei von ihnen fahren mit dem Aufzug gleich wieder zur Dachterrasse hinauf. Auf den verschiedenen Stockwerken bleiben nur zwei Schwerkranke zurück, die nicht mehr auf die Beine kommen.

Plötzlich schreit der Jüngling, der am Tor Wache hält, einen der versammelten Männer an:

»Ziehen Sie die Handschuhe aus!«

In der vorderen Reihe trägt jemand Handschuhe; um sein Handgelenk baumelt ein Päckchen an einem Bindfaden, und der würde ihm sonst in die Haut schneiden. Das versucht er höflich und leise dem Burschen zu erklären, doch der herrscht ihn an:

»Schnauze, Sami!«

Es wird ganz still. Hinter mir hört man einige seufzen.

Ein eigentlich ganz nett aussehender Bursche mit langem, schwarz pomadisiertem Haar; in Zivil könnte man ihn für einen

jungen Maler halten. Vermutlich hat er in einer Fabrik gearbeitet, wohl ein Maulheld, der sich sonst auf dem Fußballplatz heiser schreit. Vielleicht ist er gar kein so übler Bursche, nur die Pistole und das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett lassen ihn so unangenehm erscheinen, und dann natürlich die so zur Schau gestellte Gesinnung.

Er macht den Nacken steif und brüllt:

»In Reih und Glied antreten! Viererreihen bilden!«

Nach einigem Hin und Her bilden sich Reihen; der eine Herr möchte sich zu diesem stellen, ein anderer stände gern neben jenem. Nach fünf, sechs Minuten hört das Schlurfen und Trappeln auf dem Steinboden auf, und die befohlene Formation ist hergestellt.

So stehen wir zehn, zwanzig Minuten. Zu rauchen oder einen Schluck zu trinken wird nicht erlaubt, verboten ist auch, sich anzulehnen oder mit den Ellenbogen irgendwo aufzustützen. Sprechen – ebenfalls untersagt. Sieben Uhr vorbei. Wo soll denn diese Musterung stattfinden? Und wann wird es endlich losgehen? Die Herren blicken betrübt zu Boden. Sie müssen an ihre Söhne und Schwiegersöhne denken, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen haben und die als Dienstverpflichtete auch nicht schreiben dürfen; an ihre Töchter, die in der Provinz verheiratet sind, und an die greisen Eltern auf dem Land, die schon im Sommer sämtlich nach Deutschland deportiert wurden.

Nervös ziehe ich mal die rechte, dann die linke Schulter hoch; die Gurte vom Rucksack drücken sehr unangenehm. Ich sehe, dass auch die anderen genervt mit den Schultern zucken, ihre Hände besehen, wie es Akteure auf der Bühne oft tun, um eine Sprechpause zu überbrücken. Aus purer Langeweile nesteln sie auch mit dem Daumennagel der rechten an den Nägeln der linken Hand herum. Einer der Herren hat einen Tic; jetzt wirft er den Kopf jedoch häufiger hoch als zuvor, und nach jedem Ruck reißt er drei Mal den Mund auf, so weit, als schnappe er nach einer Fliege. Ein anderer Herr, er ist ganz ohne Handgepäck, betrachtet seinen Ehe-

ring, dreht ihn langsam nach rechts und nach links. Ein dritter streicht sich mit dem Handrücken über seine rechte Wange, wie manche Männer nach der Rasur, aber er macht das mit kleineren Pausen schon seit einer Viertelstunde. In der Reihe vor mir kratzt jemand beharrlich mit dem Fingernagel an einem Schmutzleck auf seinem Ärmel. Oben am Geländer im dritten Stock muss sich eine Frau die Augen wischen, sie wendet sich ab und geht in ihre Wohnung.

Zwei der jungen Burschen mit den Armbinden kommen die Treppe herunter, sie tragen Uniform, der eine Gefreite bleibt auf der untersten Stufe stehen und gibt von da aus die Kommandos:

»In Dreierreihen aufstellen!«

Erneutes Schlurfen und Trappeln, und binnen einer Minute haben wir eine Dreierkolonne gebildet. Aus meiner Reihe ist Herr Dr. A., ein Chemiker, in die Reihe hinter uns zurückgetreten. Fünf- und zwanzig Jahre hat er in Paris gelebt und in irgendeinem Forschungslaboratorium gearbeitet, vor fünfzehn Jahren kehrten sie zurück; sowohl ihn als auch seine Frau hatte schreckliches Heimweh dazu getrieben.

Der Gefreite ruft dem Uniformierten am Tor zu:

»Sind der Szabó und der Trajcsik noch unten?«

»Ja.«

»Was zum Teufel machen die da so lange?«

Worauf die beiden dem Szabó und dem Trajcsik in den Luftschutzkeller nachgehen. Und wir stehen und stehen. Auch die bleiben eine gute Viertelstunde unten und kommen nicht wieder. Wir stehen und stehen und stehen. Im Kasernenhof mussten wir damals genauso antreten, stehen, stehen und auf den Befehl warten. Stehen und warten, warten und unsere teure Jugendzeit vergeuden, vor Ungeduld und Langeweile toll werden. So präpariert man beim Militär die Menschen, lehrt sie den Kadavergehorsam. Ein Glück, wenn sich einem zur Abwechslung mal eine Fliege auf die Hand oder die Nase setzt, man etwas zu tun bekommt und abgelenkt wird.

Auf der Straße vor dem Tor gehen eine Frau und ein Mann, Kinder vorbei, manche bleiben auch stehen und sehen sich diesen Trupp alter, mit dem Stern markierter Männer an; auch wir schauen, verfolgen die Vorübergehenden mit unseren Blicken. Einer von uns hustet, zehn, fünfzehn fallen ein, wie die Zuschauer im Theater; die Lunge ist dankbar, dass sie daran erinnert wird. Reifere Männer, sofern sie rauchen, husten und krächzen allmorgendlich fünf, zehn Minuten lang; einige hat auch jetzt der auf die erste Zigarette folgende Krächz- und Hustenanfall gepackt; entschuldigend schütteln sie die Köpfe; versuchen, den Hustenreiz zu unterdrücken, manche können wegen des Handgepäcks nicht einmal zum Taschentuch greifen.

Es wird still, nur die Straßenbahn rattert vorbei, hie und da hupt ein Auto. Mein Gott, ja, es ist Krieg! Krieg, dieser wütende Wahnsinn, nicht wahr. Und welche Ordnung und Ruhe könnte doch auf dieser Welt herrschen! Wie viel Müßiggang, Trägheit, Langeweile! Niemals habe ich so viel Langeweile ertragen müssen, so stinklangweilige Stunden verbracht wie in Serbien im Jahr 14, wenn nicht gerade Schrapnelle über unseren Köpfen platzten. Was diese vier Helden in drei Teufels Namen wohl da unten so lange treiben? Herr Direktor H., mein Nachbar zur Linken, flüstert mir zu, er mache sich Sorgen um sein Luftschutzköffchen. Auch er hat nämlich seine wertvollsten Habseligkeiten, die man für alle Fälle in die Luftschutztasche steckt, unten im Schutzraum verstaut. Sie steht auf dem dafür vorgesehenen Gemeinschaftsbord in einer Reihe mit all den anderen.

Endlich tauchen die vier Uniformierten wieder auf. Auch die beiden anderen sind noch ganz jung, keine zwanzig. Der Gefreite nimmt die Kolonne in Augenschein und erteilt den Befehl:

»Abzählen! Vierundfünfzig Mann müssen es sein.«

Zwei der Soldaten springen vor, hasten zum Tor, dort fängt der eine an, sich zur Seite beugend, immer eine Reihe abzuwinken, als wolle er mit dem Arm die Luft spalten, und bei jedem Streich tritt er einen Schritt zurück:

»Drei, sechs, neun ...«

Der Zweite schreitet, als müsse er den Ersten kontrollieren, hinter ihm her. Die vierundfünfzig sind komplett.

Der Gefreite:

»Habt acht!«

Wir reißen uns zusammen und verharren in Habtachtstellung wie junge Rekruten. Herr Direktor B. neben mir muss lächeln, auch ich kann mir ein Schmunzeln nicht verkneifen; zum Glück bemerken sie es nicht. Der Junge mit dem pomadisierten Haar öffnet das Tor. Wieder kommt der Befehl des Gefreiten wie aus einem Lautsprecher, so stark ist der Widerhall in dem geräumigen Torgang des Gebäudes; von hier führt die moderne Wendeltreppe zu den sechs Stockwerken hinauf.

»Achtung! Wir setzen uns jetzt ruhig und diszipliniert in Bewegung. Abstände werden eingehalten! Unterhaltung ist verboten! Wer zurückbleibt oder sich hängen lässt, wird den Gewehrkolben zu spüren kriegen. Marsch!«

Einige Herren, die weiter hinten stehen und zu den Stockwerken hinaufsehen können, schielen heimlich nach oben. Und so marschieren wir ab. Es ist zehn nach acht.

DAS HAUS IN DER POZSONYI-STRASSE

DAS TOR, DURCH DAS WIR HINAUSTRATEN, war der Zugang zu einem Gebäude in der Pozsonyi-Straße. Hier wohnte ich mit meinen Geschwistern seit Ende Juni, als man die Juden auf diese Weise zusammenpferchte, damit man sie noch besser im Griff hätte. Am Tor prangte ein großer sechszackiger Stern, der Davidstern. Die idyllische Margareteninsel wurde noch am 19. März, jenem Sonntag, als die Deutschen das Land besetzten, »gesäubert«. Im *Hotel Palatinus* hatte man zweihundertsiebzig deutsche Offiziere einquartiert. Nur mir wurde gestattet, erst am Montagmorgen auszuziehen; ich war ja nicht wie die Kurgäste und Rekonvaleszenten mit nur zwei Handkoffern dort, sondern hatte alle meine Bücher, Bilder, mein übriges Hab und Gut, mein ganzes Leben bei mir. Dreiunddreißig Jahre war ich auf der Insel daheim gewesen. Als ich morgens um acht aufbrach, auf das Fuhrwerk mit meinen Habseligkeiten kletterte und mich auf einem längs stehenden Koffer niederließ, verabschiedete sich Miskey, der liebenswürdige Etagenchef, von mir und meinte tröstend, ich solle nicht traurig sein, in zwei Wochen wäre ich wieder zurück. Es handle sich nämlich keineswegs um eine Besatzung, sagte er, sondern nur um einen Durchmarsch und die Sicherung des deutschen Nachschubs. Die Herren Quartiermacher hätten ihm das gestern im Vertrauen mitgeteilt. Ich glaubte ihm das allen Ernstes, denn es tat mir gut, daran zu glauben; ich gab die gute Nachricht sogar noch in der Stadt weiter, aber alle lachten mich aus. So übersiedelte ich zu meinen Geschwistern in die Thököly-Straße. Von dort zogen wir dann im Juni, nachdem wir im letzten Augenblick diese halbwegs erträgliche Unterkunft bekamen, in das mit dem Davidstern markierte Judenhaus in der Pozsonyi-Straße um. Uns wurde ein Wohnungsteil im vierten Stock zugewiesen. Bei diesem Umzug bekamen wir

schon etwas von dem zu spüren, was da noch kommen sollte; die Möbelpacker des Fuhrunternehmens, das den Umzug abwickelte, stahlen mehrere schöne Stücke unserer Garderobe, Bettwäsche und dergleichen so raffiniert und heimlich, dass meine beiden Schwestern, die den Transport begleiteten, davon nichts mitbekamen. Ich bewirtete die Strolche, weil es ziemlich kühl an diesem Morgen war, auch noch mit Cognac und gab am Schluss jedem zusätzlich hundert Pengő, weil sie das Pianino in der Pozsonyi-Straße bis zum vierten Stock hinauftragen mussten.

In der uns zugewiesenen Wohnung bekamen wir die kleine Dienstbotenkammer und einen schönen großen Wohnraum mit Balkon und Blick auf die Donau. Dieser Balkon gehörte zu unserem Zimmer und zum Wohnraum des Nachbarn; bei diesem handelte es sich um Dr. László Bakonyi, einen sehr gebildeten und angenehmen Herrn, pensionierter Gerichtsnotar und damals Generalsekretär der jüdischen Kultusgemeinde; sein Vater, Samuel Bakonyi, war seinerzeit Abgeordneter von Debrecen für die Kosuth-Partei von 1848 gewesen. In diese großzügige Wohnung hatte man noch eine weitere kleine Familie einquartiert. Einfache Leute. Auch sie hatten Zutritt zum Balkon, und durch ihr Zimmer gingen wir ins Bad, das natürlich gemeinschaftlich benutzt wurde. Dr. Bakonyi logierte mit Gattin, Tochter und seiner achtzigjährigen Mutter hier; in diesem Alter werden Frauen wieder zu reizenden kleinen Mädchen. Ich genoss den Klang des deftigen Debrecener Idioms, das Mama Bakonyi sprach. Bei ihnen lebte auch noch eine Tante (sie schlief in der Diele auf einer Truhe und saß oder lag dort auch sonst den ganzen Tag); eigentlich war die Arme keine blutsverwandte Tante, sondern irgendeine verwaiste Erzieherin; die Bakonyis hatten sie schon vor zehn Jahren aus Barmherzigkeit bei sich aufgenommen. Leider mussten auch wir solche nicht immer angenehmen Seiten des Zusammenlebens mit fremden Familien erdulden. Dabei kamen mir oft die Familien in den Sinn, die in den ersten Jahren nach der Russischen Revolution in Moskau Gemeinschaftswohnungen, ja sogar Zimmer teilen mussten, wie es Roma-

now in seinem Roman *Drei Paar Seidenstrümpfe* so eindrucksvoll beschrieben hat. Verglichen damit waren die Verhältnisse bei uns noch geradezu komfortabel.

GLAS ÜBERALL

An einem Samstag sind wir also dort eingezogen. Und was, bitte schön, geschah gleich am ersten Abend? Es war um Mitternacht, auch ich hatte bereits geschlafen; dieses den ganzen Tag andauernde Räumen, Ein- und wieder Auspacken hatte mich unbeschreiblich müde gemacht. Plötzlich heulten die Sirenen. Wir rafften uns auf, hasteten hinaus und wollten nach unten in den Luftschutzraum. Noch auf der Treppe: eine donnernde Erschütterung, gleich darauf schrilles Klirren und Krachen von allen Seiten. Frauen kreischten, Kinder schrien und weinten im Stolpern und Fallen, unbeholfene Alte wurden umgerannt, auf der Stiege war es stockdunkel; jammernd und fluchend wälzte sich alles in den Keller hinunter. Ein wahres Wunder, dass es nur leichtere Blessuren gab.

Mehr als zwei Stunden saßen wir im Keller, harrten und lauschten, bis die Entwarnung kam. Wir begaben uns wieder hinauf: glänzendes Mondlicht auch in der Wohnung, die Rollläden weggerissen, sie baumelten nur noch an den Scharnieren, die Torontaler Teppiche und das ganze Parkett mit glitzernden Glassplittern bedeckt. Das Zimmer hatte große, breite Doppelfenster, die fast über die ganze Wand reichten, aber diese Fenster gab es nicht mehr. Auf den Stühlen, Bettdecken, auf Kissen und Laken – überall glitzernder Glasschutt. Der lange Rollladen war wie der Deckel einer Sardinendose spiralig aufgerollt. Die Zwischenwand, die unseren Wohnteil von dem unserer Nachbarn trennte, ebenfalls aus Glas, aber dick und undurchsichtig, lag in tausend Scherben und Splittern auf dem Boden. Umherfliegendes Glas hatte unsere Kis-

sen und Federbetten aufgeschlitzt und zerschnitten, das Zimmer war mit Daunen und Federn übersät. Es dauerte bis um halb sieben am Morgen, bis wir diese Unmengen von Glassplittern von unseren Liegestätten, von Teppichen und Parkett, von Tisch und Stühlen geschüttelt und aufgekehrt hatten.

Doch selbst nach zwei Monaten lugten aus Teppichen und Parkettfugen noch hier und da Glassplitter hervor. Alle Fenster zur Straße hin und sämtliche Glaswände des Hauses waren kaputt. Auch unten vor dem Tor war eine Bombe eingeschlagen, und so konnte man weder hinaus noch herein, bevor der Schutt aus Mörtel, Ziegeln und Glasbruch weggeräumt war. Zum Glück passierte das alles im Sommer, und man konnte ohne Fenster auskommen. Nur durfte man am Abend kein Licht machen, weil die unter Strafdrohung verordnete Verdunkelung nicht möglich war. So musste auch die für mich so wichtige Lektüre am Abend und in der Nacht den ganzen Sommer über unterbleiben. Darunter litt ich sehr. (Erst Ende August ließ das als Hauseigentümer firmierende Unternehmen Fenster und Rollläden erneuern.)

In diesem Sommer lernte ich, mein Abendbrot im Stockdunkeln einzunehmen, wenn auch der Mond kein Licht spendete; wir aßen abends immer kalt; ich ertastete alles, meinen Löffel, Messer und Gabel und was es zum Essen gab, und ich lernte, völlig geräuschlos zu essen, die Nachbarn und meine Geschwister schliefen ja schon. Auch meine Zigarette drehte ich mir in völliger Dunkelheit; das ist übrigens eine mir scheinbar angeborene Fertigkeit. Schon in der serbischen Mačva hatte ich, wenn wir nachts über einen Hügel zogen, vor den Herren des Regimentsstabs damit brilliert, dass ich – hoch zu Ross im Regen durch aufgeweichtes Gelände reitend, in dem die Gäule andauernd ausrutschten, die Zügel ums Handgelenk gewickelt – im Finstern meine Zigaretten drehte, und zwar so akkurat, als kämen sie direkt aus der Schachtel. Sonstige Heldentaten aus dem Krieg kann ich nicht vorweisen. Und die Zigaretten nach dem Abendessen musste ich mir in der Pozsonyi-Straße in der Abstellkammer anzünden, in die ich auf Zehenspitzen schlich;